

# Der Landbote.

Volkstümliche Freizeitung des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 13.

— o Erscheint asemontalisch. —

1918.



Jeder Mensch muß nach seiner Weise denken; denn er findet auf seinem Wege immer ein Wahres oder eine Art von Wahrem, die ihm durchs Leben hilft. Nur darf er sich nicht gehen lassen, er muß sich kontrollieren; der bloße nackte Instinkt geziemt nicht dem Menschen.

Goethe.

## Die Stiefel.

Von Egon Hillgenberg.

Ein Paar Stiefel sind eine schöne Sache, — wenn man sie nämlich besitzt —, namentlich in den jetzigen Zeiten. Unschätzbar sind aber ein Paar derbe, wasserdichte Schaffstiefel; nicht gerade zur Besuchzeit auf dem Smyrnateupich, wohl aber an den Füßen des Soldaten, der bei dem regelrechten „Dreckwetter“ im Elmarich durch alle hoch auftretenden Pfützen der mit auch sonst allerlei lieblichen Überraschungen versehenen galizischen Landstraße tappt. Die Füße bleiben trocken, mag sich auch noch so viel Schmutz bis oben hin auf besagten Stiefeln sammeln. Schön sehen sie ja dann zwar nicht aus; aber bläßblaue Latschuhne kann man ja schließlich nach dem Kriege wieder anziehen.

Weniger angenehm wirken die guten Schaffstiefel nachher abends im Quartier, wenn sie das an und für sich harmlose Bestreben haben, sich infolge der Nässe wie ein Zigel zusammenzu ziehen. Wenigstens sind die Füße dieser Ansicht; und tatsächlich fühlt man so was wie die Nähe des siebenten Himmels, wenn man sie mit etwas Mühe von den Füßen hat und todmüde auf das — lieber nicht näher zu untersuchende — herrliche Lager sinkt.

Leider folgt auf jede schöne Nacht ein Erwachen; und diesmal war's ein Erwachen mit der Aussicht auf einen 25 Kilometer-Marsch nach der Front zu. Mein erster Blick fiel auf die Uhr und zeigte mir, daß ich noch  $1\frac{1}{4}$  Stunden Zeit hatte; mein zweiter auf meine Stiefel, die haarräubend schmutzig und heimtückisch zu Füßen meines „Bettes“ standen und mit den anderen im Raum befindlichen Stiefeln an Schönheit des „Schuhsärbungüberzugs“ wetteiferten. Ich kratzte mich hinter den Ohren und nahm dann mit fähnem Griff die Langschläferten vor; erst mal den linsen; der ging immer leichter anzuziehen als der rechte! Also, was soll ich sagen? Er ging weder leichter noch schwerer, sondern überhaupt nicht anzuziehen! Ich versuchte, ihm mit den verschiedensten Methoden beizukommen. Zunächst durch Sanftmut. Er blieb verstödt. Dann durch sehr kräftiges Ziehen. Er blieb verstödt. Ein Zug in meiner Hand und die Haut an der Innenseite meines rechten Zeigefingers an dem Zug. — Ich ging zum Stampfen über, worauf Peter Gräfe schrie, ich solle nicht solchen Krach machen. Er wollte in Ruhe Kaffee trinken. (Das hätte ich auch gern gewollt.) Kamerad Muzurek gab mir freundschaftlich einen Rat: „Mußt sich Stibbelanzieherr dazwischen stedten!“ (Und das in einer galizischen Scheune!) — Jetzt lag ich auf dem Rücken und stemmte den Fuß gegen die Oberlante meines Lagers, worauf ich die Augen gehäuft voll von Mörtel befam. Ich hüpfte wie ein Lahmer Rabe im Zimmer umher zum lebhaften Interesse aller Kameraden, die alle beim Kaffee saßen, bis auf Karl Eiemann, der natürlich noch schlief. Und der Unteroffizier sagte: „Veeilen Sie sich! In 25 Minuten müssen wir antreten!“

Mittlerweile war auch die Haut an der Innenseite des andern Zeigefingers futsch; aber ich hatte ja noch weitere acht Finger zur Verfügung und versuchte es nun mit den Mittelfingern. Herrgott, 25 Minuten! ! Und was sollte erst mit dem rechten Stiefel werden! — Die Angst beflogelte den eilenden Fuß: ein gewaltiges Auftrampfen, daß Karl Eiemann entfest aus dem Schlaf auffuhr, und das Unmögliche war Tatsache geworden: der Stiefel saß! Er saß wirklich! Fest und unerschütterlich! Und die Kameraden schrien: „Hurra!“ — Nur Karl Eiemann hatte nicht mitgeschrien, kam jetzt langsam angewatschelt, machte sein schlafmützigstes

Gesicht und sprach gemütlich: „Sag' mal, warum ziehest du eigentlich meine Stiefel an?“

Aus dem brausenden Gelächter vernahm ich dann seine Erklärung, daß er meine Stiefel gestern abend daneben in die Ecke gestellt habe! Was blieb mir übrig? Ich zog mit Mühe den linken Stiefel wieder aus, mit Mühe meine beiden eigenen an und kam gerade noch zum Abmarsch zurecht!

Wie sagt Böcher? „Lücke des Objekts!“



## Weihnachts- und Neujahrssitten.

Mitgeteilt von W. Dieterich, Bierstadt.

Jedesmal, wenn in der Silvesternacht die Glöden ihre heitere Stimme weithin in die Lande erschallen lassen und der Menschheit künden, wieder ist ein Jahr in den unermesslichen Abgrund der Weltenewigkeit gesunken, steigen alte Bilder, liebwerthe Jugenderinnerungen in mir auf und lassen mich wieder im Geiste ein Stück meiner ungetrübten Kindheit erleben. O herrliches, glückseliges Gedanken!

Erst abgeschlossen vom rastlosen, hastigen Krängen und Treiben der oft so selbsüchtigen und „Klatschsüchtigen“ Welt durfte ich einen großen Teil meiner Jugend verleben. Umgeben von herrlichen Tannen- und Buchenwäldern, in einem lieblichen Tälchen lagen die wenigen Häuser, unter denen Bewohner sich althergebrachte Sitten und eigenartige Gebräuche erhalten haben. Besonders war es die Zeit am Weihnacht und Neujahr, die diese Sitten neu aufleben ließ sie unverstölt von Geschlecht zu Geschlecht weiterflanzen.

Wie erwartete wir Jungen vor dem Feste fehnstüchtig den „Ausscheller“, der auch zugleich Schäfer und Nachwächter war, wenn er mit gewichtiger Stimme verkündete: „Heit Mittag werrn Christbeem gehaage“. Aus jedem Hause ging jemand mit in den nahen Tichenwald und durfte sich kein Baumchen selbst abhauen, das kostnlos abgegeben wurde. Welch „lieblichen Düste“ durchzogen das Haus, wenn die Mutter die lederen Butterfuchen und Kringen bereitete, die unter Aufsicht eines darin erprobten alten Brünn im Gemeindebachhaus gebacken wurden. Am Spätnachmittag des heiligen Abends war alles „gerichtet“ und gerüstet; denn am Abend ging alt und jung, alter Srite joigend, in die Dorfkirche. Möchte der Schnee noch so hoch liegen, der Wind noch so eisig brausen, sie ließen sich nicht abhalten, von den umliegenden Töfern herbeizueilen und die „Kirchspielkirche“ zu füllen. Ein unvergeßliches Bild, wie sie in ihren alten Lauertrachten, einzeln und mehrere zusammen, die meisten eine „Leuchte“ tragend, den Hügel hinaufzogen, auf dem das alte Gotteshaus stand. Wie aufdächtig lauschten die durchsichtigen, eigenartigen Bauerngesichter den Worten des ehrwürdigen Pfarrers, der schon ein Menschenalter hier gestanden und zu ihnen geredet. Wie stürmten wir Jungen noch Schuß des Gottesdiensts den Hügel hinab, dem fröhlichen Schulhaus zu, wo uns inzwischen das Christkind beschert hatte. Waren es auch meist nur nützliche Kleinigkeiten, sie erfreuten uns weit mehr als all der Tand, womit man heute die Jugend zu beglücken sucht. In jedem Hause gab es den Abend ein Nationalgericht! Sauerbraten (das in Eßig gelegte Halsstück des geschlachteten Schweines) und Kartoffelsalat mit Speck hergerichtet.

Nicht alle fassen konnte die alte Dorfkirche am heiligen Festtage alle die herbeigeeilten andächtigen Menschen, die immer gerne wieder die Weihnachtsgeschichte hören und mit sichtlichem Interesse dem Weihnachtsfestspiel folgten, das wir Kinder aufführten. Der Nachmittag führte uns von Haus zu Haus, wo wir uns mit Rüffelspielen die Zeit vertrieben. Den „Alten“ wurde bei Besuchen die Brotsuppe (Lebkuchen in Kornbranntwein eingeweicht) gereicht, die in jedem Hause bereit stand. Der gemeinsame Löffel ging von Mund zu Mund. Zwischen den Jahren ruhte alle Arbeit. Man hörte keine Treschflegel kleppern, die „Holzmacher“ feierten und man vertrieb sich die Zeit mit bacmlosem Kartenspiel daheim im Hause. Der Hirt ging in diesen Tagen und „hob“ seinen Lohn, bestehend in einem Simmer Hafer, 50 Pf. und einem Stück Speck.

Wurde der Neujahrtag „angelaufen“, hatten wir unsere Arbeit. Einer alten Sitten folgend, mußte jeder Obstbaum mit einem gebrauchten Strohseil umbunden werden, damit er reichlich Ertrag brachte. Es war keine Kleinigkeit für uns Jungen, in tiefem Schnee von Baum zu Baum zu laufen und mit kalten, dickeren Händen das Stroh um die Stämme zu binden. Was schadete es, wenn wir uns dabei im Schnee feststellten, dachten wir doch schon an die saftigen Apfel und Birnen. Wie haben wir den alten „Philippontel“, der das Läutet besorgte, gebeten „Gelt Ihr läutet lang“, denn nur die Bäume, die während des Läutet umhüllenden waren, trugen Früchte. Hatten wir ihn aber auf irgend eine Weise geärgert oder gar vergessen, aus dem nahegelegenen Feld, wo wir alle Waren holen mußten, seinen Tabak mitzubringen, ließ er es uns an dem Tag entgelten und läutete ganz kurze Zeit und dann hieß sich aber geeilt. Der Silvesterabend brachte uns dann ein eigenartiges Abendessen, bei dessen Gedanken mir heute noch der Mund wässert: Hausmacherne geräucherte Bratwurst in Zwiebel- und Spätzle mit gemischtem Salat (Kartoffelsalat mit fein geschnittenem, gedämpften Kraut vermischt.)

Sobald die alte Dorfhuhr zwölf bedächtige Schläge getan, konnte man den Nachtwächter hören, wie er in jeder Hofseite zwölftmal in sein Wächterhorn blies und durch einen selbstgereimten Spruch „Neujahr anwünschte“. Und nun kamen sie alle nacheinander, die Fränz, die Schwarz, der Haareheinrich, der Zug und wie die Kerle alle hießen, die im Winter Körbe und Besen stochten und im Sommer Beeren suchten, auch oft unberechtigt fischten und wünschten Neujahr an. Sie alle hatten ihre besonderen Sprüche, oft finnreich, oft auch Unsinn enthaltend, aber gut gemeint war es jedenfalls. Sie hatten alle große Eile, denn sie „sloppten“ in der Nacht mehrere Dörfer ab. Viele mahnten zur Eile mit den Worten: „Laßt mich nicht so lange stehen, denn ich muß noch weiter gehen“. Auch ließ es sich die erwachsene Dorfjugend niemals nehmen, unter Absingen des Liedes „Wieder ist ein Jahr vergangen“ in dem Hofe zu erscheinen und „Neujahr zu wünschen“. Das, was ihnen im Dorf geschenkt, Speck, Wurst und Eier, an Dingen, wo damals kein Mangel war, wurde meist in dem Hause des Bürgermeisters gemeinsam verzehrt. Nie ist es dabei zu irgend welchen Ausschreitungen gekommen; denn die Alten hielten auf ehrbare Rucht und Ordnung. — O herrliche, glückselige Jugendzeit, o lehrtest du wieder, du schönste Zeit eines sorgenfreien Lebens!

Später lernte ich im Dillkreise andere Sitten kennen, die aber den Anstrich heuchlerischer Frömmigkeit und deshalb etwas Widerliches an sich hatten.

## An des Dorfes steingefäßter Quelle.

Bon Otto Grünthal. (Schluß.)

Es wäre undankbar gegen den Weiher, wenn ich verschweigen wollte, wie er uns im Winter ein Ort der Freude war. Schon nach kalten Herbstnächten ließen wir morgens gleich an seinem Rand, um zu sehen, ob er teilweise oder ganz zugefroren war. Es war schiver, abzuwarten, bis die Eisdecke trug. Da ging's manchem wie dem Büblein auf dem Eis. So stand auch ich einmal — es war an einem Sonntag nach dem Mittagessen — mit mehreren Kameraden am Weiher. Einer hatte mit seinem Schuh, um die Festigkeit des Eises zu prüfen. Auf einmal kracht's, und indem er hinabfällt, greift er mich und zieht mich mit hinein. Nun ging uns das Wasser bis unter die Achseln. Wenn wir versuchten, auf die Eisdecke zu steigen, brach sie jedesmal ein. So bahnten wir denn vor uns her einen Weg bis zu der Stelle, wo die Frauen beim

Waschen standen, weil da der Rand niedrig war und das Heraussteigen ermöglichte. Nun ging's schnell heim, die nassen Kleider aus, ein trockenes Hemd an und ins Bett. Das kalte Bad hat weder Schnupfen noch Zahnschmerzen gebracht. — Auf der Eisdecke des Weiher ließ sich's so gut schleifen. Nun sind ja die Nachmittage im Winter so kurz. Kein Wunder, wenn auch noch nach Eintritt der Dunkelheit Buben und Mädchen „vergnügten noch weiter des Schleifens Begier“, ungeachtet des strengen Verbotes durch den Lehrer. Der war ja nicht jeden Abend zu Hause. Seine Anwesenheit wurde durch die erleuchteten Fenster verraten. So hatte man auch wohl eines Abends gedacht, vor seinem wachsamem Auge sicher zu sein, und war bis spät auf dem Weiher geblieben. Da plötzlich taucht er auf, und man sieht auseinander. Am nächsten Morgen natürlich Untersuchung und Feststellen der Schuldigen. Sieh' da, da nennt auch einer meinen Namen, obwohl ich mich nicht an dem abendlichen Vergnügen beteiligt, sondern bloß meine Schwester zum Essen gerufen hatte. Mein Widerspruch wurde überstimmt, denn es meldeten sich noch mehrere, die vorgaben, mich gesehen zu haben. Was halfen meine Beteuerungen? Sie blieben den vielfachen Beschuldigungen gegenüber wertlos. Da erstand mir ein Retter im größten Taunigkeits der Schule. Der hebt den Finger, redt den Arm hoch empor und erzählt dann mit dem unbeschreiblichen Gesicht: „Ich war gestern den ganzen Abend bei..., der ist nicht auf dem Eis gewesen.“ Was er da von sich behauptete, war vollständig erlogen. Er wollte mich zum Dank dafür, daß ich ihm immer abschreiben ließ, von der ungerechtfertigten Strafe retten. Und das erreichte er auch. — Mit der Wiedergabe dieser psychologisch gewiß interessanten Tatsache verlasse ich den Weiher und wende mich dem Lamberich zu.

Der war gefährlicher als der Weiher, weil er eine größere Tiefe hatte. Ehe die Laufbrunnen errichtet wurden, haben alle Dorfbewohner aus ihm das Wasser zum Tränken des Viehs geholt. Nachmittags zwischen 4 und 5 sei das Wassertragen gegangen, und sein Spiegel sei so gesunken, daß man sich zuletzt tiefe büddeln müssen, um noch schöpfen zu können. Einst hat ein Brett die Bohle, die beim Schöpfen zum Widerlehnen diente, mit der gegenüberliegenden Wand verbunden. Das bot nun für klüne Jungen eine ausgezeichnete Gelegenheit, ihre Geschicklichkeit zu erproben und ihren Wagemut zu zeigen. Sie benutzten nämlich das schmale Brett als Steg und schritten, vorsichtig einen Fuß dicht vor den andern setzend, auf ihm über den Brunnen hinweg. In meiner Jugendzeit war solche Betätigung des kindlichen Übermutes nicht mehr möglich, weil man das Brett entfernt hatte. Dagegen hatten wir am Lamberich ein anderes Vergnügen. Wenn im Sommer die Hühner alles austrockneten, dann wurden die school (led) gewordenen Zuber und Fässer in den Brunnen geworfen. Da holten wir einen Zuber hervor, leerten ihn aus und setzten ihn vorsichtig wieder ins Wasser, so daß er auf der Oberfläche schwamm. Dann stellte sich einer hinein und fuhr, mit den Händen an der Mauer weiter greifend, rings um den Brunnen herum.

In den Lamberich legte auch der Patte bei trockenem Wetter die Besen, die er gebunden hatte. Der Patte! wieviel wäre von ihm zu erzählen. Wenn er einen getrunken hatte, so redete er von sich in der dritten Person und nannte sich „Patte“. Daher der Name. Meine älteste Erinnerung an ihn ist folgende: Mein Vater hatte unsere Scheune neu aufgebaut. Sie war eben aufgeschlagen worden; oben flatterten die Bänder am gepusteten Bäumchen; der Spruch war gesagt, und nun gab's zu trinken. Jedenfalls wurde den Mädchen, die das Bäumchen gepustet hatten, zuerst gereicht. Da rief's auf einmal: „Ihr Marercher, vergeht de Patte net!“ — Der Patte war arm, arm wie eine Kirchenmaus. Er hätte auch, wenn er nicht getrunken hätte, nicht reich sein können. Er besaß nur ganz wenig Acker und Wiesen, und die sämtlich in den schlechtesten Teilen der Gemarkung. Was er mit Besenbinden verdiente und als Kuhhirte, Polizeidienner und Nachtwächter einnahm, davon konnte er keine Schafe sammeln. Daran dachte er aber auch nicht im geringsten. Eine sorglose, genügsame Natur als er war, läßt sich kaum denken. Bei ihm gab's im ganzen Jahr kein Fleisch. Jede andere Familie des Dorfes fütterte sich ein Schwein zum Schlachten, der Patte nicht, weil er Kartoffeln und Milch für seine Leute brauchte. Und den Meijer ließ er sich auch nicht ins Haus kommen. Als mein Vater ihm einst riet, sich doch dann und wann ein Pfund Fleisch zu kaufen, da bekam er zur Antwort: „Ach, dat brauch mer net. Gladst duw da, de met sei blanke Knebb (der Gerichtsvollzieher) sell mir in et Haus komme?“ — Es ist leider ein wahres Wort: Wenn die Leute arm sind, dann bekommen sie Streit. Der Patte, sonst der gutmütigste Mensch, lebte mit seiner Frau, der Marielathrine, immer auf dem Kriegsfuß. Wenn er betrunken war, versuchte er wohl, tatsächlich zu werden. Aber da zog er stets denkürzeren, weil sie von gewaltiger Größe und Kraft war. In nüchternem Zustand kränkte er sie mit beißenden Reden. Sie stammte von H. Das sei, so behauptete er, von verbannten Spieghuben gegründet worden. Einst war er in seiner

Trunkenheit gefallen und hatte einen Arm gebrochen. Es war Herbst. Viele Kartoffeln waren noch draußen, und es gab schlechtes Wetter. Die Arbeit ging nicht voran. Als die Marielathrine darüber lagte, sagte er zu ihr: „Eich lan net, en dau wollt net.“ Wie weit die bedauerliche Abneigung gegen seine Frau ging, das sieht man deutlich aus seinem Wort an sie: „Wenn eich emol sterwe en komme do henof, dat dau mer da nur net roifst.“ (Er meinte, sie stirbe vor ihm; wenn er dann stirbe und „hinauf“ läme, dann solle sie ihn nur nicht rufen.)

Die Brunnen hatten auch ihre Hüter. In meiner ersten Jugendzeit war's das „Wilmcheschnirche“ (Schnirche von Schnur). Ich kann mir die Frau noch etwas vorstellen: eine hagere Gestalt mit schmalen Gesicht und langer hoher Nase. Sie war stets daheim, weil sie ein „Krämpchen“ hatte. Die allernotwendigsten Waren hielt sie feil: Mehl, Salz, Kaffee, Petroleum und vielleicht noch einiges andere. Jeder, der zum Brunnen wollte, mußte an ihrem Hause vorbei, und es entging ihr niemand. Sie wachte darüber, daß keiner mit dem hölzernen Vieheimer aus dem Milchburn schöpfte, der den anwohnenden Familien noch das Trinkwasser lieferte. Wenn das aber doch einer wagte, dann wurde er vom Wilmcheschnirche in einer nicht gerade liebenswürdigen Weise zur Rede gestellt. Besonders wachsam war sie, wenn Kinderstimmen in der Nähe des Brunnens laut wurden. Da galt es, aufzupassen, daß sie das Wasser nicht verunreinigten. Wehe dem, der das wagte! Der wurde vom Wilmcheschnirche bis ins Elternhaus verfolgt, und wenn das am entgegengesetzten Ende des Dorfes stand.

Haas, ein früherer Bewohner des Hauses, in dem jetzt das Schnirche waltete, galt allgemein als unehrlich. Nun war seinem Nachbarn Reeh, einem allgemein seiner Gewalttätigkeit wegen gefürchteten Manne, ein Stück Leinwand von der Bleiche gestohlen worden. Der ging ohne weiteres zum Haas und sagte ihm den Diebstahl auf den Kopf zu, fügte aber die Drohung hinzu, wenn die Leinwand bis morgen früh nicht da sei, dann schläge er ihm alle Knochen im Leibe entzwei. Und witzlich, am andern Morgen stellte sie an der Rückseite des Hauses in einem Loch des Fachwerks. Der Haas wollte sich aber die Beichuldigung nicht gefallen lassen, zumal andere sie gehört hatten. Deshalb verklagte er den Reeh. So wurde denn vom Gericht in Marienberg ein Tag zur Verhandlung angejezt. Morgens in aller Frühe macht sich der Reeh mit einem guten Stod auf den Weg, geht bis hinter Stein, wo die Straße rechtsmäßig in die Landstraße nach Hof einläuft und legt sich da beim „Stod“ (Begweiser) in den Graben. Nach einiger Zeit kommt auch der Haas daher. Da steigt er aus dem Graben hervor und beginnt: „Wu wollt dau da ht?“ Dat weht dau doch selver.“ „Wollt dau machen, dat dau ham kemst!“ Und als der Haas noch zögert, da heißt's: „Sall ich der noch emol sa: Wollt dau machen, dat dau ham kemst!“ Und brummend macht der Haas kehrt. Der Reeh aber geht aufs Gericht. Da der Kläger nicht kommt, gewinnt Reeh den Prozeß. — Wenn es auch zu keiner eigentlichen Verhandlung kam, so trug sich hier doch etwas zu, das ich wiedergeben muß: Als der Reeh eintrat, ließ er die Kappe sitzen. Der Amtmann: „Warum ziehest du die Kappe nitt ab, wenn du herein kommst!“ Reeh: „Dat werd dir wohl ta Kopfschmerze bringe!“ Der Amtmann entrüstet: „Wie können Sie sich unterstehen, mich zu duzen?“ Reeh ruhig: „Sei hon meich ircht (erst) geduzt.“

Zum Schluß lehre ich noch einmal zu den drei Brunnen zurück. Heute sind sie verwahrlöst. Das Dorf hat seit längerer Zeit Hochdruck-Wasserleitung. Vom Weiher kann man frei nach Chamisso sagen: „Und fragst du nach dem Weiher, du findest ihn nicht mehr.“ Er ist fast vollständig zugewachsen. Auch die beiden andern sind ganz vernachlässigt, weil sie nicht mehr benutzt werden. Wenn ich heimkomme und sehe das, so stimmt es mich wehmütig. Doch wenn ich wieder in der Ferne bin, dann ist der heutige Zustand bald vergessen. Dann steht vor mir, wie sie einst in meiner Kindheit war: Des Dorfes steingeschaffte Quelle, zu der wir schöpfend uns gebückt, ja mehr noch, an der wir spielten im Sommer und im Winter in kindlicher Lust und Unbekümmertheit.

## Unsere Haustiere in Sprichwort und Redensart.

Bon A. Gebauer (†).

In seinem täglichen Umgang mit der Natur hat sich der deutsche Bauer ein offenes Auge und Ohr bewahrt. Er hat sich mit den Eigenheiten der Tiere bekannt gemacht, mit denen er tagaus, tagein zusammentrifft. Er kennt deren mannigfaches Leben und Treiben genau und weiß oft sogar von jedem Einzelwesen innerhalb einer Gattung manche Sonderheit zu berichten.

Diese Eigenheiten hat man auf das menschliche Leben übertragen, hat Sprichwörter und Redensarten geprägt, in denen Ver-

gleiche gezogen werden zwischen Tier- und Menschenleben, in denen man Vorgänge aus dem Tierleben auf das menschliche Leben verwendet. Die Zahl dieser Redensarten ist größer, als man denkt. Und wer sich eingehender mit diesem Gebiet der Volksstunde beschäftigt, wird staunen über den Reichtum an Bildern und Vergleichen. Einige der bekanntesten Sprichwörter, die innerhalb der blau-orangen Pfähle im Gebrauch sind, möchte ich heute dem „Landboten“ in die Mappe legen.

### I. Das Pferd.

1. Aufs Pferd kommen = reich werden. Nur dem Wohlhabenden, dem Reichen ist es möglich, sich ein Reitpferd zu halten.  
2. Auf Schuifers Rappen reiten = zu Fuß gehen. (Auf der Apostel Pferde reiten oder apostolieren = zu Fuß gehen auf Grund des Taufbefehls: Ge he et hin in alle Welt . . . lat. Redensart: per pedes apostolorum. — Engl. to ride a bayard or ten toes = einen Brauen mit 10 Zehen reiten.)

3. Das bringt einen Gaul um. Man gebraucht diese Redensart, um seinem Unwillen Lust zu machen, wenn man z. B. gezwungen ist, ein endloses, albernes Geschwätz mitanzuhören, das selbst einen Gaul, der doch wegen seiner Stärke eine tüchtige Portion vertragen kann, „umbringen“ könnte. (cf. Er kann aufschneiden, daß kein Pferd mitläuft.)

4. Die Pferde hinter den Wagen spannen = das verkehrteste Mittel zur Erreichung eines Ziels wählen.

5. Eine Gäulskur durchmachen = übermäßig starke Medizin, wie sie wohl für eine Pferdenatur, nicht aber für einen zarteren Menschen sich eignet, einnehmen.

6. Einen auf faulem Pferde ertappen = einen bei einem Unrecht erwischen. (Die Redensart lautete urspr. „einen auf fahlem Pferde ertappen“; das Volk verstand das seltene Wort fahl nicht und erzielte es einfach durch faul. — Für die Redensart „einen auf faulem Pferd ertappen“ bietet sich eine doppelte Erklärung: 1. Offenb. Joh. 6, 8 heißt es: „Und ich sahe, und siehe ein fahl Pferd; und der darauf saß, des Name hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach.“ Wer also auf fahlem Pferd (bei irgend einer bösen Tat) ertappt wird, zeigt sich als Genosse der Hölle. — 2. Die Redensart kann aber auch ihren Ursprung auf die altermagnatische Mythologie zurückführen. Wuotan durchzog mit seinem Gefolge auf fahlen Pferden den Weltenraum. Wer demnach auf fahlem Pferde ertappt wird, ist zur Gefolgschaft Wuotans, zum unheimlichen, gespensterhaften wilden Heere zu rechnen.)

7. Geschenktem Gaul sieht man nicht ins Maul. An den Jähnen läßt sich das Alter eines Pferdes (bis zum neunten Jahre) feststellen. Bei einem geschenkten Gaul soll man nicht nach dem Alter fragen, sondern ihn dankbar hinnehmen. Das Sprichwort, das im Lat. „Noli, ut vulgare est proverbiu[m], equi dentes inspicere donali“ lautet, wird auch auf jedes andere Geschenk übertragen.

8. Mach' mir den Gaul nicht scheu! Pferde werden leicht scheu vor wehender Wäsche, vor Vogelscheuchen, vor einem Wegweiser. Was diese auffallenden Dinge für ein Pferd sind, das sind für uns die Aufsichtsreden eines Abenteurers (cf. Jägerlatein), die wir, wenn sie arg kommen, von uns abwehren mit den Worten: „Jetzt mach' mir aber die Gäul nicht scheu!“

9. Sein Stedenpferd reiten = eine besondere Liebhaberei haben. Da solche Liebhabereien oft kostspielig sind, prägte man das Wort: Stedenpferde sind oft teurer als arabische Hengste.

10. Sich aufs hohe Ross setzen = einen hochfahrenden, hochmütigen Ton anschlagen; jemanden von oben herab behandeln, auf ihn herniedersehen wie der Reiter auf den Fußgänger.

11. Vom Pferd auf den Esel kommen = arm werden, aus besserer Lage in eine schlechtere kommen.

### II. Der Esel.

1. Den Esel zu Grabe läuten. Diese Redensart wird Kindern gegenüber gebraucht, die, auf einem Stuhl sitzend, ihre Beine hin und her baumeln lassen. Das Scherwort weist auf die sogenannten Eselsbegräbnisse des Mittelalters zurück, und diese haben ihren Ursprung in dem Bibelwort: Er (König Joasaf) soll wie ein Esel begraben werden, zerkleist und hinausgeworfen vor die Tore Jerusalems. (Jerem. 22, 19.) Hiervom entlehnte man im Mittelalter Namen und Fingerzeige für das Eselsbegräbnis (sepulta asinina). Dieses wurde den Reihern, den im Kirchenbann Verstorbenen, auf Beschluß des Konzils zu Reims 900 zu teil, ferner den Verbrennern, die bei Ausübung ihrer Missstat erschlagen worden waren, den Selbstmörder, den bereits Verurteilten, die vor der Hinrichtung im Kerker starben, seit dem 16. Jahrhundert auch den im Zweikampf Gefallenen.

Diese Menschen wurden ohne jede kirchliche Feierlichkeit, ohne Glockengeläute auf ungeweihter Erde (auf dem Schindanger oder anderen verachteten Plätzen) wie ein verendetes Tier eingescharrt. Oft wurde noch die Strafe verschärft. Man schleifte

den Leichnam in einer Kuhhaut zur Grabesstelle oder ließ bei einem, der sich erhängt hatte, das Ende des Strides aus dem Grabe hervorragen.

2. Den Sack schlägt man, und den Esel meint man, wenn man an einem höherstehenden seinen Unwillen auslassen möchte, daß aber den Untergebenen schilt, allerdings so, daß sich ersterer doch betroffen fühlen muß (lat. *qui asinum non potest, stratum caedit*).

3. Einen auf den Esel bringen = jemanden strafend beschimpfen. Im Mittelalter wurden Ungehorsame oder Widerpenstige auf einen Esel gepeit und zur Freude der Jugend durch die Stadt geführt.

4. Er versteht von einer Sache soviel wie der Esel vom Garnwideln, also nichts (lat. *asinus ad lyram*).

5. Ihn bitten wie einen Esel, d. h. mit Schlägen.

Wir wollen ihn bitten und sagen,  
Als man dem Esel tuot;  
Will er den Sack mit tragen,  
So sieht man ihm genug.

6. Wenn's dem Esel zu wohl ist, geht er aufs Eis tanzen. Diese Redensart ist einer Fabel entlehnt. Für seinen Mutwillen wurde der Esel dadurch bestraft, daß er ein Bein brach.

### III. Ziege und Bock.

1. Den Bock zum Gärtner machen oder den Bock auf die Haxerkiste setzen = eine Sache schlimmen Händen anvertrauen. (cf. ove m lupo committere = das Schaf dem Wolf anvertrauen.)

2. Einen ins Bockshorn jagen = einen so in die Enge treiben, ihm Furcht und Schreden einzöpfen, daß er vor Angst dem Teufel geradezu ins Horn läuft. (Die Redensart wird von Luther häufig gebraucht.)

3. Einen zum Sündenbock machen = einem die Sünden und Vergehen anderer aufzubürden (in die Schuhe schieben), so daß er dafür büßen muß. Die Redensart hat ihren Ursprung in der Stiftung des großen Verjährungsstages (3. Mos. 16.) Nachdem der Hohepriester für sich und seine Familie einen Stier geopfert hatte, führte man zur Entschuldigung des Volkes zwei Böcke vor den Altar und warf über sie das Los. Auf dem einen Los stand „dem Jehovah“, auf dem anderen „dem Asafel“. Der Bock, den das erste Los traf, wurde geschlachtet, den anderen, den Sündenbock, sah man, nachdem der Hohepriester die Hand auf ihn gelegt hatte, in die Wüste zum Asafel. Man betrachtete das Opfertier als Stellvertreter des Sünder, der eigentlich den Tod verdient hatte. Darum mußte er zum Zeichen der Übertragung seiner Sünden seine Hand auf das Opfertier legen; dies tat der Hohepriester als Vertreter des ganzen Volkes.

### IV. Das Schwein.

1. Wir haben die Säue noch nicht miteinander gehütet. Dieses verbo Wort bekommt oft der zu hören, der sich unbefugterweise herausnimmt, einen andern zu duschen.

2. Schwein haben = Glück haben.

### Umschau.

\* Neue Bücher. Im Verlag von E. Bierman in Barmen erschien ein nett ausgestattetes Buch des Sonnenberger Lehrers und Schriftstellers Wilhelm Wittgen, dem Herausgeber der „Nassovia“, unter dem Titel „Freiwillige vor!“ W. Wittgen vereinte fünf anspruchslose, vollständliche Erzählungen zu einem schlichten Band. Die ländliche Bevölkerung wird gern nach dem Buche greifen, das Namen bringt, wie Bach und Wintermeier, in Sonnenberg so bekannt und zahlreich vertreten. Mit Anteilnahme werden die Leser die Schicksale verfolgen, die den Burschen im Kriege widerfahren, von der warmen Liebe, die sie zu Hause bei der Heimkehr umfaßt. Von Sorgen und Not, Tränen und Kummer, aber auch von reinen Freuden weiß Wittgen zu berichten. b. — „Gärtnerische Düngerlehre.“ Ein praktisches Handbuch für Gärtner und Pflanzenfreunde, Ziervpflanzen im Gewächshaus, im Zimmer und Garten, sowie Obstbäume und Gemüse auf angemessene Art zu düngen. Von H. Gaerdt, weil. Königl. Gartenbau-Direktor. 6. Auflage, neu bearbeitet von Mag Löbner, Königl. Garteninspektor. Mit 9 Tafeln. (Verlag von Troxwisch & Sohn, Frankfurt a. O.) — Im gleichen Verlag erschien außerdem: „Praktische Erdbeerfultur.“ Anleitung zur Anlage und Pflege von Erdbeerplantagen sowie Ernte, Verpackung, Versand und Bewertung der Früchte von E. Spangenberg, Erdbeerplantagenbesitzer in Morsleben. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 104 Abbild. im Text. — Im Verlag der L. B. Endersischen Kunst-Anstalt, Neutitschein, erschien: „Goldene Regeln der Biene zu H.“ Mit Bildern von Georg Wieninger.

### Warum? — Darum!

Volkslied.

Ich geh' durchs grüne Wiesental  
An jedem Tag so manchesmal;  
Warum?  
Ein Mädchen wohnt dort, lieb und gut,  
Mit frischem Sinn und leidem Mut;  
Darum!

Dort, wo die alten Weiden steh'n,  
Dort tut der Bach das Mühlrad dreh'n:  
Warum?  
Damit der reiche Müllermann  
Auf seiner Mühle mahlen kann:  
Darum!

Der Müller macht ein schief Gesicht,  
Doch kümmert mich der Müller nicht:  
Warum?  
Weil er doch nicht verhindern kann,  
Das Käthchen mich schaut freundlich an:  
Darum!

Die Mühle geht bei Tag und Nacht,  
Und doppelt hält der Müller Wacht:  
Warum?  
Doch er die leeren Trichter füllt  
Und nicht der Fuchs sein Träubchen stiehlt;  
Darum!

Mein lieber Müller, habe acht,  
Der Fuchs stiehlt doch trog deiner Wacht:  
Warum?  
Weil du der Augen zwei nur hast,  
Die Liebe aber hundert fast:  
Darum!

Heinrich Diesenbach †.



### Inhalts-Verzeichnis.

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten des Landboten. Erzählungen und Gedichte sind nicht berücksichtigt.)

**Wohlfahrtspflege.** Kriegswirkungen auf dem Lande 3. Wiedereinführung der Schafzucht 4. Die Garten- und Landwirtschaft und die Vogel 15 u. 26. Ein altes Handwerk in neuem Gewand 16. Kriegsfürsorge und Armenunterstützung 28. Rückgang des Schnapsverbrauchs 39. Landwirtschaftliche Lehranstalten der kommenden Zeit 42.

**Heimatshut und -Pflege.** Ein ausgerotteter Räuber in Alten Nassaus Bergen und Waldungen 1. Alte Linden 11. Die Schönheit der Wiese 18. Ratschläge 19. Schuh unsern Eulen 24.

**Bildung und Erziehung.** Jugendpflegekurs für ehemalige Volksschülerinnen 4. Wie gewinnen wir unser Volk für gute Literatur? 11. Krieg und Kriminalität der Jugendlichen 31. Hexentringe 39. An des Dorfes steingeschaffter Quelle 46 u. 50.

**Brauch und Sitte.** Brauch und Sitte bei der Jahreswende am Taunus 4. Ein Westerwälder Märterdingtag 6. Historische Sprichwörter und geflügelte Worte in Nassau 14, 18 u. 27. Wie alt sind die Bauernregeln? 23. Der Apfel in Mythos und Volksgläuben 34. Aus alten Badeordnungen 35. Das Dorfwirtshaus 35. Jugend hat keine Tugend 36. Im Russenbad 38. Salz im Volksgläuben 44. Weihnachts- und Neujahrsitten 49. Unsere Haustiere in Sprichwort und Redensart 51.

**Verschiedenes.** Nassauische Originale (Der Bub) 2. Das älteste Gasthaus in Deutschland 3. Nassauische Originale (Herz Löb) 7. Der schielende Landrichter 8. Ist der Specht nützlich oder schädlich? 8. Gemeindehaus 12. Die Rosenbrautstiftung zu Hochheim a. M. 16. Nassauische Originale (De Morge Hoinerich) 19. Welschkorn 20. Von den Wundern des Apfels 24. Der Schafstrichter im Dienste der Volkswirtschaft 28. Nassauische Originale (Der beliebte August) 30. Das Huhn von Verdun 32. Rosegger, der „Windmacher“ 32. Geflügel im Obstgarten 32. Die Heiratsfrage nach dem Kriege 36. Die Gleichheit des Friedhofs 36. Der Oleander als Haustierfeind 36. Die Heilkraft der Walderbeere 40. Nassauische Originale (Hampeters Schuster) 43. Vom Gundelfried 44. Kaffeegrund als Viehfutter 48. Über die Giftigkeit von Tagus und Afazie 48. Beobachtungen beim Angeln 48.